

Fiktion und Tatsachlichkeit als kulturwissenschaftliche Begriffe

著者	K. Ludwig Pfeiffer
雑誌名	独逸文學
巻	61
ページ	61-92
発行年	2017-03-20
URL	http://hdl.handle.net/10112/10864

Fiktion und Tatsächlichkeit als kulturwissenschaftliche Begriffe

K. Ludwig Pfeiffer

1. Vorspiel im Mittelalter

Wir befinden uns vornehmlich in den zwanziger Jahren des 14. Jahrhunderts, in Avignon und Rom. Hier bereitet sich nichts weniger als eine Umwälzung europäischer Kultur und Erkenntnistheorie vor. Es treten auf: Ein Ankläger in Gestalt des Papstes oder einer seiner Stellvertreter, ferner die einzeln erscheinenden drei Angeklagten. Ihnen werden unterschiedliche Ketzereien zur Last gelegt. Als erster erscheint – und verschwindet, er wird auf seinem Heimweg sterben – Meister Eckhart, der Ketzerei wegen seiner mystischen Erfahrungen und Spekulationen verdächtig. Als zweiter Angeklagter muss sich Wilhelm von Ockham verantworten. Er gilt als führender Vertreter des einfachen und spirituellen Lebens insbesondere der Bettelorden, eine Lebenskonzeption, deren reale Kraft er den Täuschungen des päpstlichen Luxus und der Amtskirche entgegensetzt. Der dritte Angeklagte, Ludwig der Bayer, ist von ganz anderem Kaliber. Als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation kämpft er für sein eigenes Modell im berüchtigten Investiturstreit zwischen Kaiser und Papst.

Zwischen zwei der Angeklagten besteht eine persönliche Beziehung. Diese besitzt insofern nahezu revolutionäre Implikationen als Ockham nicht nur seine Überzeugungen und die Praxis seines Franziskanerordens vertritt. Er fungiert auch als rhetorisch-erkenntnistheoretischer Berater des Kaisers. Mit dieser ‚Doppelqualifikation‘ zwingt er Kirche und Papst, die grundlegenden Orientierungen des Christentums zu überdenken. Ein neuerer Biograph Ockhams, Volker Leppin, meint daher zu Recht, dass

die Prozesse "eine Situation von einzigartiger Signifikanz" darstellen. Man muss dieser Situation eine weitere und frühere, für die damalige westliche Welt einschneidende Verschiebung anfügen. Kurt Flasch hat die Bedeutsamkeit jener Verdammung im Jahr 1277 herausgestellt, die der Bischof von Paris 219 Thesen angedeihen ließ, die als Irrlehren angeblich in den Universitäten gelehrt wurden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man in dieser Auseinandersetzung zwischen theologischer Orthodoxie und einer Frühform der Aufklärung das Wetterleuchten der Geburt moderner Wissenschaft erblickt. Auf eine relativ modern anmutende Kombination von Theologie und Wissenschaft stößt man vor allem bei Duns Scotus, welchen etwa Heidegger als Gegenstand seiner Habilitationsschrift gewählt hat. Flasch diskutiert z. B. ausführlich das moderne wissenschaftstheoretische Problem der "Realitätshaltigkeit" von Begriffen und Definitionen; Heidegger bietet faszinierende Einsichten in Duns Scotus als einem Denker, dem es weniger um abstrakte Definitionen als vielmehr um die Frage geht, wie man die Fülle und Differenziertheit des Lebens beschreiben kann. Duns kennt unterschiedliche Domänen der Wirklichkeit, denen unterschiedliche Grade der Wissbarkeit entsprechen. Da gibt es etwa "maxime scibilia" wie logische Beziehungen und einige Fälle psychologischer Gewissheit. Ferner spielen Formen für die Erkenntnis ganz unterschiedliche Rollen. Der dominierende Eindruck, den man von Duns Scotus in der Darstellung Heideggers bekommt, ist der einer radikalen Offenheit, Wandelbarkeit und Unterschiedlichkeit der Wirklichkeit(sbereiche). Unter Umständen muss man selbst mit Widersprüchen leben: Man mag theoretisch noch so sehr an der Möglichkeit zuverlässigen Wissens zweifeln. Und doch gibt es auch eine „handfeste“ Wirklichkeit, der sich das Bewusstsein nicht entziehen kann. Zumeist aber sind die Pfade des Wirklichen „verschlungen“. Die Kategorie der Möglichkeit schiebt sich in den Vordergrund.¹

1 Zu Belegen für meine Darstellung vgl. Volker Leppin, *Wilhelm von Ockham. Gelehrter, Streiter, Bettelmönch*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft

Die Verdammung und die drei Prozesse entfalten eine Gesamtwirkung: Erkenntnistheorie und Machtfragen (‚Politik‘ im weitesten Sinne) lassen sich seitdem nicht mehr sauber voneinander trennen. Ockham hatte das (von ihm selbst gar nicht so genannte) Ockhamsche Rasiermesser als Strategie begrifflicher Sparsamkeit eingeführt. Im Interesse der Realitäts-haltigkeit von Begriffen kam es ihm darauf an, abstrakte Allgemeinbegriffe so weit wie möglich zu vermeiden. Nachdem die Scholastik ihren Höhepunkt überschritten und ein gewisses Misstrauen gegen den Glauben an die allmächtige Deduktion eingesetzt hatte, schien es so, als könne man viele der scholastischen Begriffe ohnehin nicht mehr gebrauchen. Auf ihnen lastet nunmehr ein Fiktionsverdacht, den die Antike zwar bereits kannte, der aber dort eine weitaus geringere Rolle gespielt hatte. Die Angeklagten in den drei Prozessen beanspruchten daher die Priorität für ‚konkretere‘ Wirklichkeiten, die vom Labyrinth scholastischer Kategorien gewissermaßen verschluckt worden waren. Sie klagten den Primat anderer Mischungsgrade, wie man mit Dieter Claessens sagen könnte, des Konkreten und des Abstrakten ein, forderten, in der Terminologie von Max Scheler, andere Kombinationen idealer und realer Faktoren. In der Mystik *erfährt* der Mensch die Berechtigung dieses Anspruchs als die auf dem Wege innerer Erleuchtung geoffenbarte *Gewissheit einer gefühlten Realität*. Ockhams franziskanischer Bettelorden *praktiziert* den Anspruch als die *praktische und spirituelle Überlegenheit* verdichteter Kleingruppen-Kohäsion. Der Kaiser *versucht*, den Primat-Anspruch seines Status als die *Einheit oberster weltlicher und symbolischer Macht durchzusetzen*. Der Papst seinerseits *wähnt sich im Besitz letzter*, alle anderen Ansprüche zunichtemachenden *Wahrheiten*.

Der päpstliche Anspruch stieß natürlich vor allem im Zeitalter des

2003, S. 168, zu den Kontexten der Prozesse, S. 148-169, 183-192; Kurt Flasch, *Aufklärung im Mittelalter? Die Verurteilung von 1277*, Mainz: Dieterich 1989, S. 41, 62 ff., 72, 82-85; Martin Heidegger, *Die Kategorien- und Bedeutungslehre des Duns Scotus*, Tübingen: Mohr 1916, S. 12, 20, 25, 34 f., 72, 139.

Schismas an seine Grenzen. Die Wirklichkeitsprioritäten der Angeklagten waren freilich auch nicht über jeden Zweifel erhaben. Der Anspruch Ludwigs erst auf die Königswürde, dann auf die kaiserliche, sah deutlich nach einer *Anmaßung* aus. Als König wie als Kaiser musste er sich mit einem Gegenkönig bzw. –kaiser herumschlagen. Die Krönungsrituale – Rituale waren eine nicht zu unterschätzende Realitätsgarantie in dieser (und wohl nicht nur in dieser) Zeit – 1314 und 1328 verliefen alles andere als korrekt. Bei der Königskrönung fehlten die Reichsinsignien, weil die gerade sein Konkurrent benutzte; mit dem Erzbischof von Mainz amtierte der falsche “coronator”; wiederum krönte der richtige, der Erzbischof von Köln, seinen Rivalen, allerdings in der falschen Stadt (Bonn anstelle von Aachen – in Aachen wurde tatsächlich Ludwig gekrönt, so dass seine Krönung wenigstens einen richtigen Bestandteil aufwies). Die Kaiserkrönung Ludwigs wurde in Rom von zwei exkommunizierten Bischöfen vollzogen. Leppin bezeichnet dieses Ritual als komische Absurdität. Im Übrigen war Ludwig ein Soldatenkaiser vom alten Schlag. Von den neuen, immer wichtiger werdenden Wirklichkeiten wie den Städten und ihrer Finanzkraft verstand er wenig. Viele Historiker haben ihn als Träumer oder “Fantast” beschrieben. Kaum 100 Jahre nach den farceartigen Krönungen Ludwigs war das Heilige Römische Reich deutscher Nation praktisch ohnehin am Ende und lebte fortan notdürftig von seinen institutionellen Fiktionen, bis ihnen Napoleon das überfällige Ende bereitete.²

2 Zu Claessens s. Dieter Claessens, *Das Konkrete und das Abstrakte. Soziologische Skizzen zur Anthropologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1980; zu Scheler s. Max Scheler, *Die Wissensformen und die Gesellschaft*, Gesammelte Werke, Bd. 8, Bern, München: Francke 1960 (1926); zu Ludwig und auch seinen Krönungen vgl. Leppin, S. 183 f., sowie eine Reihe von Aufsätzen in Peter Wolf, Evamaria Brockhoff, Elisabeth Handle-Schubert, Andreas Th. Jell und Barbara Six, Hg., *Ludwig der Bayer: Wir sind Kaiser!*, Bayerische Landesausstellung 2014, Augsburg: Haus der Bayerischen Geschichte 2014, vor allem S. 19, 21, 23, 25, 29 f., 35 ff. Zum Fiktionsbewusstsein in der Antike vgl. etwa Margalit Finkelberg, *The Birth of*

Der Anspruch der Bettelorden schien von einem Paradoxon ausgehöhlt. Um sich ihr Leben in Armut leisten zu können, waren die Bettelorden auf Spenden jener Reichen angewiesen, deren Lebensstil sie verdammt. Einigen Leuten musste man daher das Recht einräumen, ihr Leben in sündigem Saus und Braus weiter zu führen.³ Folglich verwandelt sich die Lebenskonzeption der Bettelorden bestenfalls in ein *Ideal*, das heißt in die *maskierte Form einer Fiktion*. Schließlich stößt auch der Anspruch der mystischen inneren Erfahrung bald an die Grenzen eines Paradoxons. Luthers Modell des Protestantismus gründete bezeichnenderweise auf einer Kombination Ockhamscher und mystischer Orientierungen. Es stellt die Glaubenserfahrung der einzelnen Person ins Zentrum. Dies gilt nicht nur für die Erfahrung speziell qualifizierter Eliten, sondern auch für die Massen, für welche die offiziellen Lehren der Kirche und ihre labyrinthische institutionelle Struktur zu einer oft drückenden Last geworden waren, aus denen sich das Gefühl – und damit die Wirklichkeit – des Glaubens nur allzu leicht verflüchtigen konnte. Der Theologe Luther konnte aber nicht einfach die Legitimität jeder individuellen Glaubenserfahrung akzeptieren. Das hätte Anarchie bedeutet, welche die neue Kirche in Form üppiger Sektenbildung ja auch bald heimzusuchen drohte. Um diese Entwicklung zu bremsen, besann sich Luther auf neue Techniken und Medien: Predigt und Kirchengesang nahmen sich der emotionalen Bildung und Führung der Gläubigen an, Bücher ihrerseits – von Autobiographien bis zu Dogmatiken – gewannen eine entscheidende Funktion, weil in ihnen richtige und falsche Glaubenserfahrung dargestellt werden konnte.⁴ Schon Platon freilich wusste, dass das Medium der Schrift, vor allem in Form der Bücher, zur ‘Literatur’ tendiert, das heißt der Fiktions-

Literary Fiction in Ancient Greece, Oxford: Oxford University Press 1998.

3 Vgl. dazu die anschaulichen Schilderungen in *Ludwig der Bayer. Wir sind Kaiser!*, S. 74.

4 Vgl. dazu z. B. Robert Stupperich, *Geschichte der Reformation*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1967, vor allem S. 50-53, 253-260.

bildung und nicht etwa der Entwicklung von Realitätsgarantien Vorschub leistet, weil der zumeist abwesende Urheber des Geschriebenen, der ‚Autor‘, nur schwer auf den Wahrheitsgehalt seiner Darstellung verpflichtet werden kann.⁵ Eine Zeitlang mochte man glauben, dass die Versöhnung von reiner (von Luther seinem Anspruch nach ‚verdolmetschter‘, nicht übersetzter) biblischer Lehre, Glaubenserfahrung und exegetischen oder interpretierenden Büchern gelungen, ihre weltgeschichtliche Bedeutung gesichert war. Aber das war es, wie es bei Leonard Cohen in „Tonight Will be Fine“ heißt, nur „for a while“.

2. Max Weber....

Ich vollziehe einen Sprung in der Chronologie, allerdings nicht in der sachlichen Problematik. Epistemologisch spätestens mit Nietzsche, wissenschaftlich spätestens mit Max Weber hat sich das gelockert, was Gehlen den „Begriffsrealismus unseres Gelehrtenstandes“ nannte, also ein „gewisser Platonismus“, dem die Begriffe als „wirkliche Wesenheiten“ sei es in einem idealen Sein, sei in ihrer empirischen Trennschärfe im Blick auf die von ihnen erfassten und konturierten Gegenstände gelten, ein Platonismus, dem vor allem in Deutschland ein flexibler Pragmatismus oder gar ein willkürlich anmutender Nominalismus wie standeswidrige Vergehen vorkamen. Insbesondere ist etwa dem Weberschen Begriff des Idealtypus, so klar er auch definiert ist, nachgerade programmatisch eine wie auch immer begrenzbare Konturenverwischung der je gemeinten Sachverhalte eingeschrieben. Die im Vergleich zur Geschichtswissenschaft „gesteigerte Eindeutigkeit“ der soziologischen Begriffe wird mit einer gewissen Welt- und Wirklichkeitsfremdheit erkaufte.⁶

5 Die platonische Schriftkritik ist oft dargestellt worden. Vgl. z. B. Øivind Andersen, *Im Garten der Rhetorik. Die Kunst der Rede in der Antike*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2001, S. 97-101.

6 Arnold Gehlen, *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und*

Weber ist darob, folgt man seinem Biographen Radkau, kein moderner, an der Wirklichkeit der Wirklichkeit zweifelnder Dekonstruktivist geworden. Bei aller Erkenntniskritik geht die wissenschaftliche Leidenschaft auf die „möglichst volle und farbige Erfassung der Realität“. Möglich immerhin, dass sich ein Empfinden von Wirklichkeitsverlust für Weber bei den Repräsentanten der öffentlichen Sphäre, speziell bei Wilhelm II eingeschlichen hat, weil dort Inszenierung und Symbolik zu offen und aufdringlich gerieten, die immer im Spiele befindlichen imaginären Anteile des für wirklich Gehaltenen sich zu Fiktionen, also Form gewordenem Imaginärem verselbständigten. Odo Marquard hat die Erosion des Wirklichkeitsakzents schon 1983 als Weg der Wirklichkeit ins Fiktive beschrieben, demgegenüber sich die Kunst in einer Umkehrung bürgerlicher Auffassungen als Antifiktion zur Geltung zu bringen habe. Andere wie Sebastian Haffner haben versucht, die Erosion weiterer Teile des ehemals für wirklich Gehaltenen, also etwa das Versagen der gesamten, zunehmend medial dominierten öffentlichen Sphäre, nicht nur ihrer hierarchischen Spitze wie bei Weber nachzuzeichnen: Die Belieferung der Leute mit Ereignissen und den für ihre Wirklichkeit zentralen Emotionen blieb plötzlich aus (oder fand, wie ich anfüge, eher im Sport statt). „Das Aufhören der öffentlichen Spannung und die Wiederkehr der privaten Freiheit“, so Haffner, wird nicht als Geschenk oder Rückerstattung der bzw. einer anderen Realität, sondern als „Beraubung“ empfunden. Den Nazis fällt es leicht, eine nochmalige Steigerung der Fiktivität zu Primitivmythen für die Wiedergewinnung der eigentlichen Realität auszugeben.⁷

Aussagen, 3. Aufl. Frankfurt am Main: Athenaeon 1975, S. 211; Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, 5. Aufl. hg. von Johannes Winkelmann, Tübingen: Mohr 1972, S. 10.

⁷ Joachim Radkau, *Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens*, München: Carl Hanser 2005, S. 172, 524 f.; Odo Marquard, „Kunst als Antifiktion – Versuch über den Weg der Wirklichkeit ins Fiktive“, in: Dieter Henrich und Wolfgang Iser, Hg., *Funktionen des Fiktiven*, München: Wilhelm Fink 1983, 35-54; Sebastian Haffner,

Bei Weber werden solche Auflösungs- und Umgeltungs-Prozesse wohl vornehmlich kultur- und erkenntnistypologisch noch in Schach gehalten. Kulturtypologisch, ich folge hier Schluchter, hat der Westen, ausgehend von Europa, nach langem intellektuellen Hinterherhinken eine singuläre Rationalität als *Rationalisierung aller Lebensbereiche* einschließlich der Kunst hervorgebracht. Dazu rechnet auch, bei allen Differenzierungen, die relativ einheitliche Konzeption der Wissenschaften, so dass man eine schon bei Husserl in Form einer Wissenskultur anvisierten, bei Habermas als Kolonialisierung der Lebenswelt eher drohende Verwissenschaftlichung des Lebens bis hin zur sattem bekannten Expertokratie gipfelnde Affinität zwischen Gegenstand und Erkenntnis auch dann behaupten kann, wenn es keinen direkten, spontanen oder intuitiven Weg zum Gegenstand gibt. Im Wissenschaftler prägt sich wie im Beamten, Unternehmer und Arbeiter das moderne, zunächst einmal westliche „Berufsmenschtum“ aus.

Die Methodisierung der Lebens- und Erkenntnisführung schleppt aber immer Bestandteile des mehr oder weniger Ausgeschlossenen mit sich. Webers Verstehen insbesondere ist erkenntnistypologisch nicht mehr kulturell einzugrenzen; es kann als rational kontrolliertes Verstehen, aber auch als ein „intuitives Sich-Hineinversetzen bis hin zu einer *unio mystica*“, in diesem Fall wiederum als meditatives Sich-Versenken oder als Übersprudeln der Gedanken ablaufen. Webers Kraft der Erfassung religiöser orgiastischer Ekstase etwa in Indien ebenso aber der mechanisierten Religiosität in China hat die Kollegen immer wieder in Erstaunen versetzt. Das dabei latent oder offen zentrale Kriterium der Evidenz ist jedenfalls mit Methode allein nicht zu befriedigen. Weber stößt auf den mystischen Ursprung des Begriffs Wirklichkeit bei Meister Eckhart

Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2002, S. 70 f.; Wolfgang Schluchter, „Rationalität – das Spezifikum Europas?“, in: Hans Joas und Klaus Wiegandt, Hg., *Die kulturellen Werte Europas*, Frankfurt am Main: S. Fischer 2005, 237-264, S. 243, 253.

selbst. Nach meinem Eindruck verdichten sich in der Radkau-Biographie zu Weber diverse mystische Tendenzen zu einem latenten wissenschaftsbiographischen Fluchtpunkt. Man kann das auch mit dem Bild eines Kontrastprogramms von Ent- und (Wieder)Verzauberung veranschaulichen.⁸

3.und die Folgen

Sicherlich übertreibe ich, wenn ich großen Teilen der auf Weber folgenden kulturell interessierten Soziologie analoge Doppelorientierungen bescheinige. Zum Teil aber versteht sich diese These fast von selbst, weil die Erosion der Wirklichkeitsakzente, also der Weg der vormaligen Wirklichkeiten ins Fiktive – mit weiteren Stichworten wie Pluralisierung, Kontingenz, Konstruktivismus, Entdinglichung des Sozialen und Autonomisierung symbolischer, medial zirkulierender Codes – zum eisernen Bestand avancierter (post)moderner Selbstbeschreibungen gehört. Ich erinnere an Schelskys gescheiterte Suche nach Wirklichkeit etwa zehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Schelsky diagnostiziert einen Verlust an „Treffsicherheit und Distinktionsvermögen, ja einfach an Realität“ der soziologischen Grundkategorien wie Klasse, Stand, Schicht, Stadt und Land, Unternehmer und Arbeiter, Familie, Mann und Frau, jung und alt. Es herrschen stattdessen abstrakte technisch-bürokratische, als Realitäten allenfalls rudimentär greif- und erfahrbare Superstrukturen. Die Individuen werden daher in überraschend kontrafaktischer Manier von Schelsky dazu verpflichtet, sich gegen den Trend von Jahrhunderten zu stemmen, in einer Umkehr ihrer Bildungsbemühungen Erfahrungen erster Hand, die „Fülle und Sicherheit unmittelbarer Personbeziehungen zwischen Ich und Du“ zurück zu erobern und den „konstitutionellen

8 Vgl. Radkau, S. 185, 195, 198 f., 272 f., 802, 903 sowie den Band Klaus Vondung, K. Ludwig Pfeiffer, Hg. *Jenseits der entzauberten Welt. Naturwissenschaft und Mystik in der Moderne*, München: Wilhelm Fink 2006.

Realitätsverlust unseres sozialen und persönlichen Daseins“ zu annullieren. Schelsky appelliert an die „Lauterkeit der kleinen Gruppe, der persönlichen menschlichen Beziehungen in Ehe, Familie, Freundschaft, Kollegialität, Berufsgemeinschaft usw.“ Für einen modernen Soziologen sind das verzeufelte, bestenfalls romantische Rettungsversuche.

Kaum weniger, wenn auch anders romantisch hat der US-Soziologe C. Wright Mills fast zur gleichen Zeit wie Schelsky eine soziologische Phantasie gefordert, die sich über die Formbarkeit der Tatsachen („how very malleable the realm of ‚fact‘ may be“) Rechenschaft ablegt und doch weiß, dass jede Theorie oder Methode Entscheidungen über jeweils verbindliche Realitätsgrade („a choice as to what is most real“) treffen muss. Die soziologische Imagination erhöht die imaginären Anteile bei der Konstruktion sozialer Existenz, aber mit dem Ziel, den Zeitgenossen eine vernünftige Empirie ihrer selbst, „lucid summations of what is going on in the world and of what may be happening within themselves“ zu ermöglichen. In meiner Begrifflichkeit heißt das, dass Gedankenmodelle, also Fiktionen Tatsächlichkeitseffekte erzielen sollen.⁹

Mills geht es nicht um Tatsachen, er macht sich über „the Age of Fact“ lustig. Er will auch nicht unbedingt dem Zerfall der Wirklichkeit in vielfältige Realitäten mit einer gewissen Art Rehierarchisierung, also etwa dem Postulat einer hinreichenden Stabilität der Alltagswirklichkeit oder vielleicht sogar mancher wissenschaftlich ‚festgestellten‘ Realität vorbeugen. Stattdessen, erstens: Er sucht nach historischen Profilen von sozialen Existenzformen, denen man Tatsächlichkeitsstatus zu beschei-

9 Helmut Schelsky, *Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze zur Soziologie der Bundesrepublik*, München: Wilhelm Goldmann 1979, S. 395, 397, 408 f.; C. Wright Mills, *The Sociological Imagination*, Oxford, New York: Oxford University Press 1959, 2000, S. 5, 67, 72. Vorgebildet ist ein solches Denken bei Arnold Gehlen, der in seiner Habilitationsschrift etwa von „Seinsgraden“ sprach (*Wirklicher und unwirklicher Geist*, 1931, in: Gehlen, Gesamtausgabe, Bd. 1: *Philosophische Schriften I (1925-1933)*, hg. von Lothar Samson, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 1978, 113-381, S. 145-152.

nigen geneigt, wo nicht gezwungen ist, auch wenn sie kein Realitätsmonopol beanspruchen können. Zweitens: Er beharrt wiederholt darauf, dass dieser Status sich nur mit Texten und Darstellungsformen erzielen lässt, die sich der Schnittmengen von Geschichte und Biografie annehmen. Was er genau im Blick hat bleibt unklar, glaubt er doch, dass die unterschiedlichsten soziologischen Klassiker dieses Ziel erreicht hätten: Comte, Spencer, Marx, Durkheim, Mannheim, Veblen, Schumpeter, Lecky, Weber. Man könnte sich etwa über Spencers Listenfähigkeit wundern. Denn dieser muss, auch nach seiner eigenen Einschätzung, als „schlechter Beobachtung der Menschheit im Konkreten“, oft aber auch der Menschheit in ihrer systemisch-sozialen Existenz, etwa der Auswirkungen der Industriellen Revolution gerade in England gelten. Die eigentliche Richtung, die Mills angepeilt haben dürfte, schattet sich in zwei anderen Bemerkungen ab. „Intellectually, the central fact today is an increasing fluidity of boundary lines“. Unbeschadet und inmitten der Autonomisierung symbolischer Codes finden ständig institutionelle, mediale und kognitive Übergänge statt (Aufbrechen der „departmentalization“, Bewegungen zwischen Wissenschaft und Kunst usw.). In England vor allem sei weniger (Mills hat diese Thesen 1959 publiziert) die Soziologie als Fach etabliert, wohl aber die soziologische Imagination „in much English journalism, fiction and above all history“ eindrucksvoll präsent. Generell hätten sich, in Ermangelung einer angemessenen Sozialwissenschaft, „critics and novelists, dramatists and poets“ der Aufgabe angenommen, Lebensprobleme („private troubles“) und manchmal sogar „public issues“ zu schildern. Für die Gegenwart (und sicher immer wieder auch für vergangene Zeiten) mangelt es diesen künstlerischen Darstellungen aber an der nötigen intellektuell-analytischen Klarheit.¹⁰

Diese Klarheit hat etwa der deutsche Philosoph Hermann Schmitz herzustellen versucht. Als philosophischen Grundbegriff, den wie bei

10 Mills, S. 5 f., 18 f. 139. Zur Kritik an Spencer vgl. Will Durant, *Die großen Denker*, 10. Aufl. Zürich: Orell Füssli 1958, S. 367-370.

Weber das Kriterium der Evidenz, wie bei Mills die Verschmelzung von personalem Involviertsein und Gegenstands- bzw. Weltdimensionen auszeichnet, hat Hermann Schmitz den Begriff „Tatsächlichkeit“ im Rahmen einer Philosophie des unerschöpflichen Gegenstands systematisch zur Geltung zu bringen versucht:

Der Sitz der Tatsächlichkeit im Leben ist die Evidenz, in der man nicht umhin kommt, einen Sachverhalt als Tatsache gelten zu lassen. Daher soll die Eigenart der Tatsächlichkeit an der Evidenz abgelesen werden. Evidenz ist exigente Nötigung mit Überzeugung durch die Autorität der Wirklichkeit, die einen Sachverhalt als Tatsache auszeichnet.¹¹

Es ist natürlich auch für Schmitz alles andere als klar, worin Evidenz als „Gehorsam“ vor wirklicher Autorität bestehen könnte. Er zitiert Heidegger und sich selbst, um das Verhalten als Ergreifen der eigenen Möglichkeit und die Verschmelzung mit affektivem Betroffensein, des Sich-einlassens, Sich-hinnehmens und Stellungnehmens „in unbeliebiger Selbstverstrickung“ angesichts der „Unerschöpflichkeit“ der Gegenstände zu suggerieren. Man kann Schmitz solche Denkfiguren nicht ohne weiteres abnehmen. In einem durch Medien und Wissenschaft dominiertem Zeitalter stößt insbesondere die behauptete Geltung einer kaum näher begründeten Evidenz auf Bedenken. Schmitz' Denkrichtung ist aber trotzdem nur schwer abzudrängen. In einer früheren Arbeit zum kapitalen Problem realitätsverbürgender Kategorien („Eindruck“, „Gegenstand“) beschwert sich Schmitz wohl zu Recht über die ‚westliche‘ „Weigerung, Eindrücke als Gegenstände gelten zu lassen“. Diesem Denken verbleiben im Laufe der Zeit nur wenige Möglichkeiten, gut beobacht-, nachprüf-, aber auch manipulierbare Merkmale als Basis der

11 Schmitz, *Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie*, Bonn: Bouvier 1990, S. 229. Zum Folgenden s. S. 230 f.

Begriffsbildung über die „sogenannte Außenwelt“ (von der Innenwelt ganz zu schweigen) gelten zu lassen. Man habe es den Dichtern überlassen, „Eindrücke auszumalen“, und die Dichter hätten sich dieser „Aufgabe auch mit wunderbarer Raffinesse angenommen“. Auch der „nüchterne Tatsachenmensch“ lasse sich dadurch gelegentlich so imponieren, dass er die Raffinesse mit genießerischer oder wehevoller „Ergriffenheit“ aufsauge, „um bald wieder auf den Boden vermeintlich harter Tatsachen zurückzukehren“. Diese kognitive Arbeitsteilung hat also zu „großartigen Erfolgen, aber auch fürchterlichen Verkürzungen und Verdrängungen“ geführt, „die schon zu Verhängnis und Ratlosigkeit geworden sind“. Aristoteles besetzt eine ebenso wichtige wie prekäre Position zwischen den raffiniert präzisierten „neuen Methoden der Vergegenständlichung“ und einer höchst verschachtelten, aber doch wieder an Eindrücken orientierten Ideenlehre. Er benennt mit Bewegung, Ruhe, Zahl, Figur und Größe zwar die bis heute gültigen Kriterien „gemeinsinnlicher Wahrnehmungsobjekte“ (= Gegenstände), hält aber auch eine dynamische, „freier bewegliche, von Fall zu Fall an der Anschauung orientierte“ Begriffsbildung aufrecht, die sich nur der Intuition des niedersten, individuellen, konkreten Wesens beugt.¹²

4. Literarische und / vs. soziologisch-philosophische Imagination?

Bei Mills wie Schmitz fallen das Spannungsverhältnis zwischen so genannter Literatur und wissenschaftlichen Disziplinen, noch mehr aber wohl die Defizite ihrer jeweiligen Verselbständigung, ihrer Institutionalisierung zu vermeintlicher Eigenständigkeit auf. Sie wird wissenschaftlich in Weber-Perspektive mit weltfremden Begriffsfiktionen, literarisch mit unverbindlicher, intellektuell (in Mills-Perspektive) nicht unbedingt

12 Schmitz, *Der Ursprung des Gegenstandes. Von Parmenides bis Demokrit*, Bonn: Bouvier 1988, S. XV-XVII, 386.

satisfaktionsfähiger Fiktionalität bezahlt. Für den Abbau dieser Spannung bietet die in mühsamer Bändigung vollbrachte Kombination von Wissenschaft und Wildheit Webers, an Textqualitäten wie etwa den ungewöhnlichen Buchformaten Webers ablesbar, wohl ein allzu singuläres Modell. Ich frage daher im Folgenden, ob sich die vielleicht nur scheinbaren Gegensätze Fiktion und Tatsächlichkeit auch anders und gleichwohl produktiv miteinander verbinden lassen.

Die Implikationen dieses Problems überschreiten die alte Diskussion zu den zwei Kulturen (C. P. Snow und andere) ebenso wie sie die jüngere von den drei Kulturen (Lepenies) überborden.¹³ Man hat schon öfter gefragt, ob nicht viele Romane als die eigentliche Soziologie des 19. Jahrhunderts – oder etwa Shakespeare als *der* Historiograph seiner Zeit – angesehen werden müssen: Balzac, der sich gelegentlich als Doktor der Sozialwissenschaften titulierte, Dickens, den Wolfgang Hildesheimer für *den* soziologischen Aufklärer des 19. Jahrhunderts hielt usw. Ein Beispiel zu Shakespeare in der Version von Carl Schmitt: Angesichts dessen, was er je nach Periode als historisches, aber zur Behandlung zwingendes und insofern eine Form der Tatsächlichkeit darstellendes Tabu, als Einbrüche der Gegenwart in das künstlerische Spiel oder schlicht als eine stärker als jede “Ästhetik”, als das “genialste Subjekt” oder seine “scheinbar grenzenlose Freiheit” sich Geltung verschaffende geschichtliche Wirklichkeit nennt, hat Schmitt dazu schon vor langer Zeit Wichtiges gesagt: “Ein Dichter mag und soll vieles erfinden, aber den Wirklichkeitskern einer tragischen Handlung kann er nicht erfinden (...) Ein erdachtes Schicksal ist kein Schicksal. Die genialste Erfindung hilft hier nichts”. Für Shakespeare und in seinem Gefolge Hamlet braut sich demnach ein historisch recht konkretes wie aber auch imaginär gesättigtes Tatsächlichkeits-Dilemma zusammen: Mit Rücksicht auf den erwarteten schottischen

13 Zum spannungsreichen Verhältnis zwischen Naturwissenschaften, Literatur und Sozialwissenschaften vgl. Wolf Lepenies, *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*, 3. Aufl. Frankfurt am Main: S. Fischer 2002.

Thronfolger James konnte der Mutter Mary Stuart nicht die historisch naheliegende Schuld an der Ermordung ihres Gatten unterstellt werden. Diese Schuld konnte aber auch nicht einfach bei einem Publikum ignoriert werden, welches genau daran glaubte. Die „scheinbar grenzenlose Freiheit“ Shakespeares seinen Quellen (oder auch seiner Zeit) gegenüber hindert Schmitt auch nicht daran, die „Hamletisierung“ (also das Zögern und Zaudern) des Rächers als Widerschein historisch-persönlicher Verstrickungen der Königsfigur James I zu deuten.¹⁴

In dem schmalen Buch von Schmitt lassen sich Shakespearesche Formen der Verschränkung von Erfindung und Tatsächlichkeit im Rahmen damaliger historischer innerbritischer Konflikte und Verschiebungen mit europäisch-globaler Reichweite (Übergang von einer Landmacht zur kolonialistischen Seemacht) beispielhaft studieren. Bei Mills und Schmitz verwandelt sich die von Lepenies eindringlich vorgeführte Konkurrenz zwischen so genannter Literatur und den an sozialer, personaler oder anderer Gegenständlichkeit interessierten Wissenschaften nun aber in die Frage, ob das, was viele für die eigentliche Heimat der Imagination halten, nämlich ihre literarischen Formen, nicht der Kritik durch eine soziologische Imagination bedarf, die ihrerseits freilich allererst zumindest zu skizzieren wäre. Möglichkeiten bestünden, aus meiner heutigen Sicht, in Rekombinationen von Imaginärem und empirischem, im Sinne historischen Theoriestandes einigermaßen satisfaktionsfähigem Wissen. Ich spreche vom Imaginären, weil die Imagination als substantielles oder autonomes Erkenntnisvermögen abgedankt hat (Dietmar Kamper sprach

14 Carl Schmitt, *Hamlet oder Hekuba. Der Einbruch der Zeit in das Spiel*, 1956, Neudruck Stuttgart: Klett 1985, besonders S. 19, 21, 24, 31, 34, 38, 47. Zu Balzac vgl. Karlheinz Rossbacher, „Was weiß Literatur? Überlegungen zu einer Engführung von literarischen und wissenschaftlichen Diskursen“, LiTheS Nr. 1 (Dez. 2008), 15-24, http://lithes.uni-graz.at/lithes/08_1.html; zu Dickens Wolfgang Hildesheimer, „The End of Fiction / Das Ende der Fiktionen“ (1975), in: Hildesheimer, *Gesammelte Werke in sieben Bänden*, hg. von Christiaan Lucas Hart Nibbrig und Volker Jehle, Bd. VII, Frankfurt am Main 1991, 125-140, 141-158.

in seiner *Geschichte der Einbildungskraft* 1981 von einer katastrophischen Verfallsgeschichte), wir auf imaginäre Investitionen aber nie gänzlich verzichten können. Die Imagination, die Einbildungskraft, zumal die durch literarische Formen in Form gebrachte, kann angesichts einer selbst schon mindestens seit Montaigne hochpluralistisch verfassten Welt leicht zur beliebigen Erfindung ohne Gehalt, eben zur Einbildung verkommen. Literaturbetrieb und Feuilleton mögen sagen, was sie wollen: Wozu, so kann man fragen, braucht man ontologisch unzuverlässige Texte, wo doch die polykontextural kontingente Welt selbst unzuverlässig genug bzw. im genannten Sinne Odo Marquards fiktiv geworden ist?¹⁵ Hildesheimer und andere haben das faktische Ende der in den Phrasen von der Freiheit der Kunst kontrafaktisch hochgehaltenen Fiktionen – *dieser* Art von Fiktionen - verkündet. Das 19. Jahrhundert war wohl die einzige Periode, die sich allen Ernstes zu einer Art Heiligsprechung der literarischen, speziell romanhaften Fiktion verstiegen hat – angesichts bedrückender sozial- und wissenschaftssystemischer Prozesse ein letzter Versuch, Bilder des autonomen Individuums im Moment seines Untergangs wach- und hochzuhalten.¹⁶ Im Prinzip aber schwebt ein seit Hume (bei so unterschiedlichen Autoren wie Dr. Johnson, Bentham, Hegel, bis hin zu Elias Canetti oder eben C. Wright Mills) vor allem über das literaturwissenschaftlich Paradigma der Fiktion, den erfundenen, ‚fiktionalen‘ Roman verhängter Irrelevanz- oder auch Irreführungsverdacht. Die romanhaften Lebens- und Gesellschaftsbilder mögen, in Fortschreibung der Funktion von Märchen für Kinder, jüngeren Leuten im Westen 100 Jahre lang, vom späten 18. zum späten 19. Jahrhundert mögliche Lebensorientierungen vorgezeichnet

15 Die Frage stellt etwa Oliver Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven auf ein komplexes Phänomen*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2001, S. 199.

16 Zu diesen Phrasen vgl. etwa Richard Stang, *The Theory of the Novel in England 1850-1870*, New York: Columbia University Press, London: Routledge & Kegan Paul 1959, Part One zum „heiligen Amt“ („sacred office“) von Romanschriftsteller und Kritiker.

haben, können danach aber kaum mehr mit der Eigenkomplexität dessen konkurrieren, was sich als fordernde Vielfalt von Lebenswirklichkeiten aufdrängt. Dass das Leben die interessantesten Geschichten schreibt, oft auch das Wissenschaftlerleben, ist sehr oft, aber nicht immer eine zur Parodie einladende Plattitüde.

Auf Texten, vornehmlich so genannten wissenschaftlichen und künstlerischen, lastet daher auch und gerade im Bewusstsein von Erfindung, Inszenierung, Konstruktion, kurz: von Fiktion, ein Tatsächlichkeitsdruck, den Michel Houellebecq als geradezu „surprenante prétention ontologique“ vor allem auch bei den ontologisch Unzuverlässigen, das heißt in den Strategien der „De-Ontologisierung“ in Literatur und vielen Formen moderner Wissenschaft und Theorie entdecken zu können glaubt. Luhmann hat es vorgemacht: Beim Theorie-Flug über den Wolken wird gleichwohl niemand „ja bestreiten wollen, dass es so etwas wie Sinn, Zeit, Ereignisse, Handlungen, Erwartungen usw. in der wirklichen Welt gibt.“ Und man könne vom Systemtheoretiker erwarten, dass er auch die Existenz von Systemen in der „Realität“ behauptet, bzw. dass der Systembegriff zumindest eine jener „Sonden“ abgibt, „mit denen das theoretisch kontrollierte System sich der Realität anpasst“. Man kann analog dazu von den Erfindungen der fiktionalen Literatur erwarten, dass sie nicht ein Reich autonomer Imagination erobern, sondern auf Umwegen das entdecken, was wir zumindest ab und zu für die Tatsächlichkeiten des Lebens halten möchten.¹⁷

17 Zu konkreten historischen Modellen solcher ‚literarisch‘ konstruierter oder entdeckter Tatsächlichkeit vgl. mein Buch *Fiktion und Tatsächlichkeit. Momente und Modelle einer funktionalen Textgeschichte*, Hamburg: Shoebox House 2015. Vgl. ferner Michel Houellebecq, Bernard-Henry Lévy, *Ennemis publics*, Paris: Flammarion / Grasset & Fasquelle 2008, S. 181. Zu den wissenschaftlich-theoretischen Strategien der „De-Ontologisierung“ vgl. Peter Fuchs, „Theorie als Lehrgedicht“, in: K. Ludwig Pfeiffer, Ralph Kray, Klaus Städtke, Hg., *Theorie als kulturelles Ereignis*, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2001, 62-74, S. 63-65; Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt

Houellebecq hält das Ockhamsche Rasiermesser, also die Wachsamkeit gegenüber ungedeckten, vor allem durch Allgemeinbegriffe suggerierten Sachverhaltsvorstellungen daher konsequenterweise nicht für eine Theorie, sondern ein – am besten ‚literarisch‘ zu realisierendes – Beschreibungsprogramm der Welt. Auch bei Nietzsche schlägt für Houellebecq unbeschadet aller theoretischen Versatzstücke die Beschreibungspriorität, also eine Art theoretischer Untreue, durch.

Ich gehe daher unter verändertem Vorzeichen nochmals auf Ockham ein. So gegensätzlich Meister Eckhart und Ockham anmuten: Sie treffen sich darin, dass sie auf eine „rationale Domestizierung“ Gottes verzichten. In der Folge verwandelt sich bei Ockham das seit der Antike schwelende Fiktionsbewusstsein in Fiktionstheorie. Doch kommt die Theorie auch zustande, weil sich ihr Urheber in sehr reale, ja wirklichkeitsbeherrschende Konflikte verstrickt. Theoretische Probleme, so hat Volker Sellin formuliert, waren „immer auch praktische Probleme der Institution, die für die Produktion der Erkenntnis zuständig war: der Universität“. Die Konflikte zwischen Papst, Kaiser und Ockham kreisen um die Frage, was eigentlich die Einheitlichkeit und in diesem Sinne die Wirklichkeit, mithin auch die daraus ableitbaren Ansprüche von kirchlichen Machtinstitutionen ausmacht. Damit sind die Allgemeinbegriffe massiv (heraus) gefordert. Offensichtlich entspricht ihnen kein Einzelding, da sie jedes Mal unterschiedliche oder gar heterogene Bestandteile umgreifen. Bewegen sie sich aber „auf eine der Welt eigene Ordnungsstruktur“ zu, dann droht ihnen die Fiktivität, weil eine solche Struktur zwar geglaubt, aber kaum nachgewiesen werden kann. Solange der Papst in der Rolle des kirchlichen Machtzentrums überzeugend und effizient agiert, garantiert er die Wirklichkeit der *ecclesia universalis*, weil er sich als Gott im Kleinformat verstehen lässt. Wenn Gott aber, wozu die Logik des Begriffs eines einzigen Gottes eigentlich zwingt, als wirklich absolut, als *potentia absoluta* gedacht wird, wenn Gott, wie bei Ockham, dies oder jenes tun

am Main: Suhrkamp 1984, S. 13.

oder auch lassen kann, dann werden Weltliches wie Menschliches kontingent. Sie können dann so oder auch anders sein. Man hat daher von Ockhams „Theologie des Als-Ob“ gesprochen. Sie bildet die Vorstufe zur „Philosophie des Als Ob“, jenem System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit, welches Hans Vaihinger gegen Ende des 19. Jahrhunderts entworfen und für welches er vor allem Nietzsche zum Kronzeugen ausgerufen hat. Im Gegensatz zur der Bedeutung, welche die Literaturwissenschaft ihrem Fiktionalitätsbegriff zuschreibt, spielen die „ästhetischen Fiktionen“ bei Vaihinger eher eine untergeordnete Rolle.¹⁸

Mindestens seit Ockham strömen folglich deutlich erkennbare fiktionstheoretische Bestandteile in die westliche Philosophie ein. Die nach Ockham ausdrücklichsste (sprach)theoretische Begründung und ihre deutlichste Kombination mit praktisch wie begrifflich unhaltbar gewordenen Verhältnissen (in diesem Fall im englischen Rechtswesen des 18. Jahrhunderts) hat Jeremy Bentham (1748-1832) geliefert. Die Beziehbarkeit juristischer Begriffe und empirisch offensichtlicher Straftatbestände ist ersichtlich, ja systematisch ge- oder zerstört; die zu Verurteilungen führenden Begriffe passen in der Wahrnehmung nicht nur Benthams nicht mehr auf die Eigenart und Schwere der Missetaten. Dass Benthams sprach- und sozialkritische Versuche derartige Brüche nicht heilen, sondern durch das Ableiten in abstruse Reformen wie das Gefängnisprojekt („Panopticon“, 1791) gelegentlich verschlimmern, muss hier nicht dargetan werden. Die sprachkritische Analyse erhärtet jedenfalls den hier entscheidenden Punkt, dass sich reale und fiktive Welten immer ineinander schieben: „Every fictitious entity bears some relation to some real

18 Zum Verzicht auf die rationale Domestizierung Gottes und die Theologie des Als-Ob vgl. Sellin, S. 145 f., 168 f., ferner S. 43; zu Vaihinger seine *Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus*, Leipzig: Felix Meiner 1923 (Volks-Ausgabe), S. 83-86. Vgl. Houellebecq / Lévy, S. 151.

entity“. Im 20. Jahrhundert hat das Nelson Goodman in seinem in der Philosophie hoch gehaltenen, von den Literatur- und Kulturwissenschaften leider vernachlässigten Werk *Fact, Fiction, and Forecast* (1954, mindestens bis 2005 immer wieder nachgedruckt) diesen Punkt emphatisch wiederholt. Wir füllen „Lücken in der wirklichen Erfahrung mit einem Gewebe von möglichen Gegenständen“, aber alle „möglichen Welten liegen innerhalb der wirklichen“. Die wirkliche Welt ist also nicht einfach eine von vielen möglichen. Die Benthamsche Fiktionstheorie muss daher mit Verfahren wie Paraphrasierung und Archetypisierung die gleitenden Übergänge untersuchen, die sich zwischen dem für fiktiv und dem für wirklich Gehaltenen einpendeln. In der Verkettung mit (un)angenehmen Empfindungen stößt man dabei immer wieder auf Stabilisierungskerne des Wirklichen. Daraus aber folgt wiederum, dass die konventionelle Unterscheidung zwischen Realität und Fiktion durch Medien der Nützlichkeit, ja sogar und (vielleicht) vor allem des Spiels unterlaufen wird, mit denen sich angenehme Empfindungen herstellen lassen. Kann man ihnen hinreichendes Vergnügen abgewinnen, dann können sich etwa Kegeln, Musik oder auch Dichtung (*poetry*), generell: alle „arts and sciences“ zu Medien der Nützlichkeit und damit der Tatsächlichkeit aufschwingen. Ganz ähnlich wird später Gehlen fragen, ob eine als Entlastung ohne existentiellen, das heißt Tatsächlichkeit ausstrahlenden Appell verstandene moderne Kunst und Literatur in der Konkurrenz zu Musik, Kreuzworträtseln und Geschicklichkeitsspielen oder wo immer nicht auf verlorenem Posten steht.¹⁹

19 Zu Bentham s. C. K. Ogden, Hg., *Bentham's Theory of Fiction*, Paterson, NJ: Littlefield, Adams & Co 1959, S. 12; s. ferner Nelson Goodman, *Tatsache, Fiktion, Voraussage*, 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 71, 78; Arnold Gehlen, *Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei*, Frankfurt am Main: Athenäum 1969, S. 223; vor allem das auch texttheoretisch bedeutsame Buch von Bernd W. Seiler, *Die leidigen Tatsachen. Von den Grenzen der Wahrscheinlichkeit in der deutschen Literatur seit dem 18. Jahrhundert*, Stuttgart: Klett-Cotta 1983, S. 334.

Wir benötigen folglich ein Begriffsnetz, in und mit dem sich ein variabler Verbund an Fiktions-Tatsächlichkeits-Zusammenhängen abbilden lässt. Dazu zählen auch ‚psychologisch‘ ausgerichtete Entwürfe wie Winnicotts Übergangsobjekte und intermediäre Räume oder Csikszentmihalyis *flow*. Ohne sie zu nennen, hat der frühe Edgar Morin ein bündiges Fazit dieser Denklinie gezogen. Morin nimmt diese Bilanzierung in einer autobiografisch-theoretischen Diskurs-Mischung vor; ich halte sie für weitaus aussagekräftiger als Morins spätere systemtheoretisch und kybernetisch formalisierten Mega- und Meta-Unternehmungen der Reihe *La méthode* (sechs Bände 1977-2004, ca. 2500 S.). In seinen konkreter, auch autobiografisch mitgeprägten Diskursmischungen riskiert Morin die evolutions- und geirnthoretisch keineswegs abwegige These, dass starke Realitätseffekte, also Tatsächlichkeit im Schmitzschen Sinn, nur in einer Art Überreaktion des psychisch-affektiven Apparats, also einer Generalisierung hysterischer und insofern tendenziell illusionärer Tendenzen entstehen. Dies geschieht meist aber nur dann, wenn Kulturen Inszenierungsvorgaben bereitstellen, welche solche Projektionen zugleich absorbieren, zu starken und dynamischen ‚Appellstrukturen‘ (ein früher, auf literarische Texte beschränkter Begriff W. Iser) gestalten und ihr Absinken zu bloßen, unverbindlichen Fiktionen verhindern können. Die Inszenierungsvorgaben bestanden vor dem 19. Jahrhundert überwiegend in Form von Mythen, Magie, Religion und Ritualen. Heutzutage muss man leider meist an die Massenmedien denken, die das Prestige der älteren Vorgaben, vor allem der Rituale, imitierend (und irritierend) anzapfen und ausbeuten. Das Unbehagen an dieser Form der Kultur wächst. Dennoch können wir bezwingende, aber keineswegs zu langfristiger Geltung verpflichtete Produkte als Formen von Tatsächlichkeit anerkennen. Es handelt sich dabei um labile Kompromisse, die sich zwischen den Phantasmen des Bewusstseins und den von außen kommenden ‚Realitäten‘ einpendeln.²⁰ Bleibt die Frage, ob und wie sich

20 Vgl. Edgar Morin, *Le Vif du Sujet*, Paris: Seuil 1969, S. 38 f., 143-145, 343-345.

historisch-kulturelle Profile solcher bei Morin gleichzeitig magisch (hysterisch) und ästhetisch markierter und deshalb faszinierender Kompromisse konstruieren lassen.

5. Drei Modelle

In den heutigen Massenmedien, vor allem den optischen, hat sich der Fiktions-Tatsächlichkeits-Komplex vor allem bei der Körperdarstellung im Sport festgesetzt und entfaltet.²¹ Ich beschränke mich gleichwohl auf Texte, deren Modellcharakter zeigen soll, wie sich aus einem grundsätzlich offenen, weder literarisch (,fiktional‘) noch wissenschaftlich vollständig bestimmten Textrepertoire instruktive Zwischenformen ausfiltern lassen. Sie sind, so behaupte ich, allemal interessanter als die vermeintlichen Reinformen auf der einen oder anderen Seite.

a. Hyperfiktion und Kulturgeschichte (Hildesheimer)

Man müsste beispielsweise den scheinbar recht provinziell daherkommenden romanartigen Text *Marbot* (1981) von Wolfgang Hildesheimer genauer untersuchen. Die Werkausgabe deklariert ihn als biografische Prosa. In einer raffinierten Erzähllogik treten bis auf die Hauptfigur nur

Einschlägig und wichtig auch Morins *Le paradigme perdu: La nature humaine*, Paris: Seuil 1973, besonders S. 64 f., 93, 109-119. Vgl. Donald W. Winnicott, *Vom Spiel zur Kreativität*, 14. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta 2015, Mihaly Csikszentmihalyi, *Flow. The Psychology of Optimal Experience*, New York: HarperCollins 1991.

21 Vgl. z. B. K. Ludwig Pfeiffer, „Rituels du sport, images médiatiques et imaginaire“, in: Frédéric Monneyron, Hg., *Sport et imaginaire*, Montpellier: Presses universitaires de la Méditerranée 2013, 153-170. (Englische Version: “Media Images, Sports Rituals and the Imaginary”, in: Bernd Hüppauf, Christoph Wulf, Hg., *Dynamics and Performativity of Imagination. The Image between the Visible and the Invisible*, New York, Milton Park: Routledge 2009, 188-201; deutsche Version: “Medienbilder, Sportrituale und das Imaginäre. In: Bernd Hüppauf, Christoph Wulf, Hg., *Bild und Einbildungskraft*, München: Wilhelm Fink 2006, 226-240.)

historische Figuren auf. Alles Geschehen ist weitgehend erfunden, das Historische in der Verbindung mit Marbot bloße Präntention. Dadurch entsteht eine „Hyperfiktion“ mit Marbot als „Ausgeburt der Fiktivität“. Aber die „Unwahrheit der Fiktionen“ (gemeint ist die ‚belletristische‘ Fiktionalität) soll mit ihren eigenen Waffen geschlagen, der erfundene Marbot auch zum „Zeugen seiner Zeit“ werden. Hildesheimer versichert, er habe für das Schreiben von *Marbot* „gewiß nicht weniger Quellen gebraucht, als ich für das Schreiben einer ‚wirklichen‘ Biographie gebraucht hätte“. Aus Phantasie sollte nicht Fiktion, sondern eine die Möglichkeit einschließende, von Hildesheimer gegen „Realität“ ausgespielte „Wirklichkeit“ werden.²² Diese mit dem Freitod Marbots endende und deshalb „– wörtlich - todernste Biographik“ – man schreibt nicht vier oft anstrengende Jahre an einem Scherz, und tödlich ausgehende Scherze, so Hildesheimer wiederholt, gibt es nicht - drängt zur Tatsächlichkeit in einem spezifischen Sinn. Sie zwingt zu einer bis in kulturgeschichtliche Dimensionen reichenden eindringlichen Vorstellung der Figuren. In einem zuweilen unheimlich energetischen Erzählfeld saugt die Hauptfigur das sie umstellende Kulturgeschichtlich-Biografische wie ein schwarzes Loch an. Sie verdichtet sich derart selbst zu fesselnder Vorstellbarkeit, zu einem „Wirklichkeitsgehalt meines Helden und der Art seiner Artikulation“. Die Kunstfigur Marbot wird „so präsent, daß sie existiert haben könnte“ und „wenn es nach mir ginge, existiert haben würde“, „gegenwärtiger als Mozart zu der Zeit, als ich ein Buch über ihn schrieb“. Denn Figuren wie Mozart entnehmen wir weniger der Geschichte als „zweifelhaftem Sekundärmaterial“.²³ Hildesheimer beendet mit *Marbot* das Zeitalter herkömmlicher literarischer Fiktionalität, nachdem er schon 1975 „das Ende der Fiktionen“ verkündet hatte. *Die Epoche*

22 Wolfgang Hildesheimer, *Marbot. Eine Biographie* (1981), in: *Gesammelte Werke in sieben Bänden*, hg. von Christiaan Lucas Hart Nibbrig und Volker Jehle, Bd. IV, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S 254 f., 259 ff. 270, 272, 287.

23 *Marbot*, S. 262, 265, 267, 287, vgl. S. 255.

solcher Fiktionalität war das 19. Jahrhundert: Dort musste die Phantasie, geadelt durch die Romantiker und geknebelt durch massiven Realitätsdruck (Industrielle Revolution, Wissenschaft usw.) zugleich, Komplementärversionen zu den und gegen die neuen Realitäten entwerfen und diesen doch auch Tribut zollen.

b. Indirekte Historiographie (Sebald)

Die Motivlage Hildesheimers haben sein Vorgänger Elias Canetti und sein Nachfolger W. G. Sebald theoretisch wie schreibpraktisch auf je eigene Weise ausgelotet. In Canettis einzigem Roman *Die Blendung* lautet ein zentraler Satz: „In den Romanen stand immer dasselbe.“ Sebald zitiert ihn in seinem Canetti-Aufsatz von 1984, um damit die lähmende Selbigkeit gerade des in dichterischer Freiheit Erfundenen aufzuspießen. Die große bürgerliche Romankultur ging mit dem da schon nicht mehr selbstverständlichen Erzählen und der zwar oft spielerisch vorgetragenen, aber doch angestregten und anstrengenden Reflexion der Manns, Musils, Brochs, Zweigs, Döblins und anderer zu Ende. Sebald rechnet mit dem „Versagen“ der deutschen Nachkriegsliteratur ab, für welche die „Redefinition ihres [künstlerisch-fiktionalen] Selbstverständnisses nach 1945 ein dringlicheres Geschäft als die Darstellung der realen Verhältnisse“ war, die sie umgaben. Ein neues Erzählen kann sich nicht auf sukzessives Berichten, Schildern und Beschreiben beschränken. Es muss Tatsächlichkeit und imaginäre Wucht beispielsweise in der Einbeziehung des Visuellen, vor allem auch der nicht einfach als Abbildung misszuverstehenden Fotografie, in der Berücksichtigung älterer protoliterarischen Formen wie des Tagebuchs miteinander verschweißen. Damit ist nicht umstandslos dokumentarische Literatur gemeint. Augenzeugenberichte etwa eignen sich nicht besonders, weil sie meist bloß das „Weiterfunktionieren der Normalsprache“ offenbaren. Vielmehr bedarf es eines „synoptischen, künstlichen Blicks“. Dann ergibt sich vielleicht eine „Naturgeschichte der Zerstörung“. In dieser Hinsicht hält Sebald der deutschen Literatur vor allem ihr Versagen bei der (Nicht-)Darstellung der Bombenangriffe auf

Deutschland im Zweiten Weltkrieg vor. Bei aller „Rhetorik der Schicksalhaftigkeit“ ist immerhin Erich Nossack am weitesten gegangen in der Differenzierung „schierer Faktizität“, der Jahreszeit, des Wetters, der Geräusche sich nähernder Geschwader, des Feuerschein am Horizont, der körperlichen und seelischen Zustände unter „weitgehendem Verzicht auf Kunstübung“. Sebald starb im Dezember 2001. Es scheint, als habe er trotzdem noch das Buch *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945* von Jörg Friedrich zur Kenntnis nehmen können, welches offiziell 2002 erschien und inzwischen auch eine japanische Übersetzung erlebt hat. Der Buchumschlag zitiert eine kurze Stellungnahme Sebalds. Friedrichs Buch hat man des Öfteren ‚wissenschaftlich‘ unzulässiger ‚literarischer‘ oder gar ‚filmischer‘ Darstellungstendenzen verdächtigt. Solche Tendenzen mag es geben (Friedrich hat sich selbst auch als „Erzähler“ bezeichnet), benennen in meiner Sicht aber weniger ein Manko als ein Verdienst. Jedenfalls muss man es sehr bedauern, dass Sebald sich mit diesem Buch offenbar nicht ausführlicher beschäftigen konnte, um die Notwendigkeit von Textformen zwischen Fiktionalität und wissenschaftlicher Dokumentation darzulegen.²⁴

Von diesem Thema abgesehen: Für meine Zwecke gewinnen die komplementären Strategien konnotativer Verarmung und einer bis zu Schwindelempfindungen intensivierten Empfänglichkeit in Sebalds

24 Zum Versagen der deutschen Literatur im Blick auf den Luftkrieg vgl. Sebald, *Luftkrieg und Literatur. Mit einem Essay zu Alfred Andersch*, 5. Aufl. Frankfurt am Main: S. Fischer 2005, S. 32 f., 40, 57 f. Vgl. Jörg Friedrich, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*, 2. Aufl. Berlin: Propyläen 2002. Zum Misstrauen Sebalds in die Leistungsfähigkeit belletristischer Romane vgl. auch *Die Beschreibung des Unglücks. Zur österreichischen Literatur von Stifter bis Handke*, Frankfurt am Main: S. Fischer 1994, vor allem S. 18 f., 24, 48, 98 f. Manche Historiker haben die Notwendigkeit von textuellen Zwischenformen bei der – dringenden – Aufarbeitung wichtiger geschichtlicher Ereignisse eingesehen. Vgl. z. B. Rolf-Dieter Müller, Gerd R. Ueberschär, *Hitlers Krieg im Osten. Ein Forschungsbericht*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000, S. 120, 123 f. zu Stalingrad.

eigenen so genannten literarischen Texten wie *Schwindel. Gefühle*. einen besonders symptomatischen Stellenwert. Konnotative Verarmung (die in extremer Form bei Beckett vorgeführt wird und dort nur gelegentlich sich mit der kurzfristigen Einkehr im Unbefragten beruhigt) meint die Tendenz, naheliegende, vor allem auf Affekte und Emotionen zielende Interpretationen trotz des zweiten Titelworts abzubremesen.

Sebald schildert Lebens(ab)läufe, die, wie jene des Freundes Ernst Herbeck in einem Pensionistenheim in Klosterneuburg, zwar ein oder mehrere, die Person unter Umständen intensiv in Anspruch nehmende Muster, ansonsten aber keinen weiteren, die Person einigermaßen verpflichtenden Sinn oder Zweck besitzen. In den Spannungen aber zwischen Schwindel und Gefühl, zwischen Auf- und Übernahme, Muster und Sinn sammeln sich kognitive Restforderungen an. Sie verlangen irgendwann nach einer nicht unbedingt erklärenden, aber auch nicht bloß verrästelten Begrifflichkeit. Chaostheoretisch heißt es etwa: „Es bedarf nur einer geringfügigen Verschiebung, und nichts mehr ist, was es war“. Verschiebungen ihrerseits sind in Geschehensmuster (vor allem eine bis zur „Ungeheuerlichkeit“ steigerbare „Koinzidenz“) eingebettet, die, auch wenn sie oft „bedeutungsschwer“ anmuten, weder zufällig noch schicksalhaft, wohl aber zwangsläufig genannt werden können. Schon durch seine mehrfache Wiederaufnahme wird aus diesem Motiv ein Gegenstand der Analyse. In wiederum chaostheoretischen Wendungen lässt sich etwa ein General über die Rolle von „Kleinigkeiten“ für den Ausgang von Schlachten aus. Der nun so genannte Stendhal „habe davon einen genaueren Begriff gehabt als jeder Generalstab“.

Tatsächlichkeitseffekte – der überaus zähe Widerstand, den der Text gegen Infragestellungen aller Art leistet – entstehen bei Sebald also in einer Wanderbewegung zwischen (auto)biografischem Umriss, Konnotationsreduktion, Eindrucksoffenheit, visueller Stützung und Begriffsnähe. In diese Bewegung sind auch die starken, mitunter ans Katastrophale reichenden Ereignisse eingelassen. Erkenntnistheoretisch scheinen die (auto)biografischen Umrisse schon aufgrund ihrer Selektivität als pure, ja

gesteigerte Fiktion. Durch die anderen Verfahren aber wird diese Ebene vergleichültigt, weil die Verfahren eine wirklichkeits- oder identitätsverbürgende Repräsentativität gar nicht beanspruchen. Stattdessen peilen sie emphatisch, wenngleich ohne Pathos, die für die einzelnen Situationen geltende Signatur an. Nur so lässt sich die vor allem an die Zeitgenossen, an die jüngere Vergangenheit des 19. und 20. Jahrhunderts gerichtete Hauptfrage Canettis aushebeln: „Was *kann* man denn erzählen, ohne große Schamlosigkeit?“ Die meisten Geschichten „dürfte man nie erzählen“. Sie wirken „läppisch und willkürlich“, ihr Inhalt ist „versengt“.²⁵

c. Kulturtheorie der Gegenwart und Wissenschaft (Houellebecq)

Mit Sebald und Canetti nistet sich ein Element in Tatsächlichkeits-Modelle ein, das seit dem Naturalismus des 19. Jahrhundert, vor allem aber seit Musil, immer mehr zu einem Grundbestandteil wichtiger, besonders der noch romanhaft eingekleideten Texte wird: eine wissenschaftlich konkurrenzfähige, den Wissenschaften aber stilistisch und damit im Sinn für Tatsächlichkeiten überlegene Reflexion. Bekanntlich aber strengt Reflexion an. Gleichzeitig ist deutlich geworden, dass die Strategie einer Radikalisierung der Inhalte (Stichwort Pornografie) mindestens ebenso schnell zu deren Verschleiß und damit in eine Sackgasse führt.

Das Tatsächlichkeitsmodell Michel Houellebecqs zieht daraus eine doppelte Konsequenz. Er dreht die erzählerische Schraube zunächst nochmals weiter in Richtung Pornografie, das heißt in eine touristisch und

25 Sebald, *Schwindel. Gefühle.*, Frankfurt am Main: S. Fischer 2003, S. 26, 44-57, 65, 67, 83, 123, 171 f., 218-223, 230 f.; Elias Canetti, *Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942-1972*, Frankfurt am Main: S. Fischer 1976, S. 56, 102, *Das Augenspiel: Lebensgeschichte 1931-1937*, Frankfurt am Main: S. Fischer 1988, S. 12, *Das Geheimherz der Uhr. Aufzeichnungen 1973-1975*, Frankfurt am Main: S. Fischer 1990, S. 57.

terroristisch angereicherte sexuelle Radikalität. Er dämpft aber deren thematischen Eigenwert durch eine mehr als nur wissenschaftlich-theoretisch drapierte Reflexion. Der frühe Text *Extension du domaine de la lutte* (1994) hält am romanhaften autobiografischen Umriss fest. Das genannte Ich teilt auf jeden Fall eine Reihe biografischer Stationen mit dem Autor. Auch wenn man die autobiografische Pose für lediglich gespielt oder fiktiv hält, steht daher weniger die Entscheidung für narrative Fiktion oder Autobiografie, sondern die Interpretation theoretisch wie ‚anekdotisch‘ realitätsnaher Erfahrungsmuster an. In anderen Texten wird der autobiografische Gestus durch Verlagerung auf bekannte zeitgenössische Figuren zurück gedrängt. In den *Particules élémentaires (Elementarteilchen)* tauchen vornehmlich Schriftsteller, Philosophen und Naturwissenschaftler auf, in *Plateforme* Politiker und Unternehmer wie Jacques Chirac oder Jack Lang, der Chef des Reiseunternehmens TUI (vgl. 2001, S. 33, 159-167, 274-277). Die beiden späten Texte *La carte et le territoire* (2010) und *Soumission* (2015) werden textdynamisch anders angetrieben: *Soumission* scheint mir dem durch den Islamismus entfachten Aktualitätsdruck geschuldet und insofern theoretisch weniger interessant; *La carte et le territoire* im Spiel mit literarischen Erzählgewohnheiten und Historisch-Realem (u.a. tritt Houellebecq selbst in der dritten Person auf) zu komplex und raffiniert, als dass es hier vernünftig diskutiert werden könnte.

Angesichts so mancher Albernheiten der Houellebecq-Rezeption vor allem in Deutschland muss man die Charakterisierung der früheren Texte freilich noch härten, um die epochale wie epochenübergreifende Geltung solch Gestaltungen zu erhärten. Thomas Steinfeld hat hier die korrekte Richtung vorgegeben. Schon die *Ausweitung der Kampfzone* sei nur „in eingeschränktem Sinn“ Literatur, ein zwar geschriebener, aber auch „verhinderter“, „nicht zustande gekommener Roman“. Die *Elementarteilchen* (dt. 1999) hält Steinfeld für einen „mit literarischen Mitteln“ vorgebrachten „Anschlag radikaler Thesen zum Ende der westlichen, vom Gedanken an die Freiheit des einzelnen Menschen geprägten Gesell-

schaft“. Die „Dringlichkeit“ der an sich eigentlich nicht neuen Thesen erschließe sich durch nur „notdürftig mit menschlichen Attributen ausgestattete Funktionen in einer theoretischen Versuchsanordnung“. Manche Sätze kämen dabei einher, „als seien sie aus wissenschaftlichen Handbüchern abgeschrieben“.²⁶ Steinfeld stellt nicht zureichend klar, dass es dafür gute Gründe gibt. Denn je weniger den modernen Lebenswelten eine gleichsam naturwüchsige Kommunikativität entströmt, umso mehr müssen sich deren Beschreibungs- und Erklärungsversuche auch der Wissenschaften bedienen oder sich von ihnen perspektivische Vorgaben erborgen.

Houellebecq hat der Unvermeidlichkeit wissenschaftlicher Textdurchdringung einen kaum relativierbaren Nachdruck verliehen. In den *Elementarteilchen* könnte dafür allein schon die massive Präsenz von Aldous Huxley (und seinem Bruder Julian, einem Biologen) eintreten (Kap. 10). Aldous wird dabei zu einem der einflussreichsten Denker [!] unseres Jahrhunderts ernannt. Im Briefwechsel mit Bernard-Henry Lévy hat sich Houellebecq geradezu einen entsprechenden ‚wissenschaftlichen‘ Erkenntnisauftrag verordnet. Er ist dem alten Thema einer „Rettung der Phänomene“, nun aber unter erschwerten Bedingungen gewidmet.²⁷

Die Textgestaltung der *Elementarteilchen* entfaltet den *double bind* einer Gegenwart, welche die erkenntnistheoretischen und medialen Bedingungen für Tatsächlichkeitseffekte enorm verschärft und gleichzeitig das Bedürfnis danach erheblich gesteigert hat. Die Stärke der wissenschaftlich beherrschten Version von Tatsächlichkeit, also der allgegenwärtigen Auf- und Erklärungszwänge, bündelt Desplechin, der vor der

26 Thomas Steinfeld, „Einleitung“, in: Steinfeld, Hg., *Das Phänomen Houellebecq*, Köln: DuMont 2001, 7-26, S. 8-12, 14, 17.

27 Michel Houellebecq, *Les particules élémentaires*, Paris: Flammarion 1998, Kap. 10. Zur Rettung der Phänomene vgl. die bekannte Dissertation von Jürgen Mittelstraß, *Die Rettung der Phänomene. Ursprung und Geschichte eines antiken Forschungsprinzips*, Berlin: Walter de Gruyter 1962.

Pensionierung stehende Chef des einen Halbbruders, des Molekularbiologen Michel, in die Formel eines Bedürfnisses nach rationaler Gewissheit. Dieses gemeinhin auch Wissensdrang genannte Bedürfnis hält Desplechin für stärker als die Leidenschaft für Literatur und Kunst. Ihm habe die westliche Welt (und die östliche, so ergänze ich, folgt ihr längst nach) schließlich alles geopfert. Der Begriff ‚Wissensdrang‘ zeigt an, dass es auch in der Wissenschaft nicht primär um fixierbare Tatsachen gerinnende Ergebnisse, sondern um eine besonders kontrollierte Form von Tatsächlichkeit geht. Diese hatte auch Gehlen mit der Bemerkung im Blick, es sei „leider bloß der Erwerb, nicht der Besitz von Wissen lustbetont und belebend“; die „ungemeine Schnelligkeit und Breite“ der Wissenschaftsentwicklung, Maßstäbe gültiger Lösungen vorausgesetzt, müssten damit zusammen hängen. Dazu passt die Einschätzung der Soziologie Auguste Comtes durch Michel, die in der Kritik seiner objektbezogenen, auf dem realen Charakter der sozialen Zustände im Vergleich zum fiktiven der individuellen Existenz beharrenden Ontologie gipfelt, aber auch von der Hoffnung gespeist wird, Comte hätte sich womöglich mit einer „zustandsbezogenen Ontologie“ anfreunden können. Dieser Begriff lässt sich zu einer produktiven Metapher für Tatsächlichkeit ummodellieren. Wissenschaftlich kontrollierte, ihre packende Dynamik gleichwohl nicht einbüßende Tatsächlichkeitseffekte brechen periodisch in Bereichen auf, in denen etablierte Disziplinen durch jedenfalls für sie neue Gegenstände in Bewegung und kreative Unruhe versetzt werden. In den *Elementarteilchen* schiebt sich in dieser Hinsicht ein theoretisch-empirischer, am besten wohl mit ‚Biologie der Emotionen‘ zu umschreibender, Chaostheorie u. a. m. einbeziehender Komplex in den Vordergrund. Zunächst läuft die Biologie, vor allem die Molekularbiologie, der Physik den Rang ab. Irgendwann danach eröffnet gerade die Konzentration auf die Biologie der Emotionen ein unüberschaubar reiches, später auch von der Neurobiologie besetztes Entdeckungs- und Forschungsfeld. Houellebecq skizziert zunächst das Dominanzverhalten in Tiergesellschaften. Hier haben sich Verhaltensweisen ausgebildet, welchen begrifflich nur mit

Emotionskategorien oder emotionalen Analogien beizukommen ist (Grausamkeit, Willkür). Er notiert aber auch die Bedeutung des frühen Körperkontaktes mit Artgenossen, ein Kontakt, dessen Fehlen zu „sexuellen Verhaltensstörungen und insbesondere zu einem gehemmten Paarungsverhalten führen kann.

Die Anwendung solcher Perspektiven auf Menschen liegt auf der Hand. In menschlichen Gesellschaften muss Aggression wenigstens teilweise durch Mitleid und moralische Gesetze überdeckt oder abgemildert werden. Bruno, der andere Halbbruder, wird sich gerade im Meer seiner sexuellen Obsessionen bewusst, dass das „Zärtlichkeitsbedürfnis einem früheren Stadium als der Verführungsdrang“ angehört und eine etwaige Verzweiflung daher sehr spät nur einsetzt. Andere Passagen beschäftigen sich, immer auch in zumindest impliziten Bezug zu einer Entwicklungs- und Erfahrungssituation, mit dem Zusammenhang zwischen Individualbewusstsein, Schmerz und Lüge, zwischen kritischen Gesellschaftsphasen, Gefühlen, sexuellen Begierden und möglicher Solidarität der Geschlechter usw. Zwar entgeht eine ganze Reihe tatsächlichkeitsartiger Erfahrungen den (neuro)biologischen Vorgaben (Liebe, Intimität, Freiheit, Großzügigkeit). Aber es droht immer eine Modernitätsfalle komplementärer Pole: Auf der einen Seite wird ein „Libidinal-Massenkonsum nordamerikanischen Ursprungs“ etwa mit den Songs von Elvis Presley und den Filmen der Monroe angeheizt; auf der anderen führt der dadurch gerade bei helllichtigen Menschen hervorgerufene Interessensverlust, das heißt das fehlende Interesse an Dingen, die „tatsächlich ziemlich uninteressant sind“, also die „radikale Abwendung von menschlichen Belangen“, stracks in die Depression.

Houellebecq hat den Reflexionsdruck, der seit der frühen Moderne auf dem Roman lastet, auf neuem Niveau gestaltet. Wird ein solches Reflexionsniveau nicht gehalten, so beschränkt man sich nur allzu leicht darauf, „zweifelhafte Kommentare zu veralteten Kulturgütern abzugeben“. Bei den herkömmlichen erfundenen Romanen jedenfalls, so heißt es bei Beigbeder noch lapidar, bekommt man leicht das Gefühl, „im Clowns-

kostüm Auto zu fahren“.²⁸

28 Ich zitiere hier aus Gründen sprachlicher Einheitlichkeit nach der deutschen Ausgabe *Elementarteilchen*, S. 17 f., 51, 58, 60 f., 66, 85, 98, 103, 119, 211, 227-229, 249, 257, 303 f., 337. Vgl. dazu auch Gehlen, *Urmensch*, S. 30, zum notwendigen Reflexionsniveau des Romans S. 63 („der repräsentative Roman – Th. Mann, Musil, Proust – hat eine Reflexionsschärfe, die man manchem Philosophen gönnen möchte“), Seiler, *Die leidigen Tatsachen*, S. 307, und Frédéric Beigbeder, *Der romantische Egoist. Roman*, Berlin: Ullstein 2006, S. 147.